



INNEHALTEN

Ab dem Herbst des Jahres 1347 breitete sich über die Handelsrouten des Mittelmeeres die Pest in Europa aus. Sie gelangte zunächst nach Sizilien und Genua und von dort nach Südfrankreich; im Frühjahr 1348 erreichte sie Paris, im Winter 1348 London, und im Laufe des Jahres 1349 das Gebiet des heutigen Deutschland. „The epidemic of 1347–1350 was the greatest demographic catastrophe which Europe suffered in its recorded history“, schreibt Jonathan Sumption im zweiten Band seiner bislang vierbändigen Geschichte des Hunderjährigen Krieges. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung Westeuropas starb, im Süden von Frankreich war die Todesrate noch deutlich höher. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts erreichte Europa wieder eine ähnliche Bevölkerungsdichte wie vor dem Ausbruch der Seuche. Die Zeitgenossen verstanden den „Schwarzen Tod“ als Strafe Gottes dafür, „dass der Mensch Boshheit groß war auf Erden“ (Genesis 6,5). Allerdings führten Schock und Verzweiflung über den „Triumph des Todes“ nicht zu einer Hebung der öffentlichen Moral. Vielmehr beschrieb der zeitgenössische Chronist Matteo Villani, wie die Überlebenden sich „einem unanständigeren [...] Leben hingaben, als sie es zuvor geführt hatten“. Auch den Hunderjährigen Krieg unterbrach die Pestepidemie nur kurzfristig. Der Waffenstillstand nach der Eroberung von Calais wurde zunächst verlängert, aber schon im August 1349 aufgekündigt. „Return to Arms“ überschreibt Lord Sumption das anschließende Kapitel seines Buches, das die Jahre 1349–52 behandelt. Man fühlt sich erinnert an ein Gedicht von Theodor Fontane, in dem es heißt: „Es sicheln und mähen von Ost

nach West/ Die apokalyptischen Reiter /Aber ob Hunger, ob Krieg, ob Pest/Es kribbelt und wibbelt weiter.“

Vierhundert Jahre später war in Europa das Zeitalter der Aufklärung angebrochen. Man glaubte an Prinzipien der natürlichen Gerechtigkeit, die auch dann gelten, wenn unterstellt wird, dass es Gott nicht gebe; man vertraute auf die Fähigkeit des Menschen, kraft seiner Vernunft das Richtige zu erkennen und entsprechend dieser Erkenntnis zu handeln; es war die Zeit, in der die Grundlagen des Völkerrechts und der Anerkennung von Menschenrechten gelegt wurden; und man erlebte einen bislang beispiellosen Aufstieg der Naturwissenschaften. Gottfried Wilhelm Leibniz lehrte, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben und schien mit diesem Gedanken eine einleuchtende Rechtfertigung Gottes angesichts seiner Allmacht und Güte zu bieten. Ganz ähnlich hieß es in England bei Alexander Pope: „Whatever is, is right“. Da ereignete sich am Vormittag des 1. November 1755 in Lissabon ein gewaltiges Erdbeben, verbunden mit einem verheerenden Feuer und einem Tsunami. Diese Naturkatastrophe führte zur weitgehenden Zerstörung der Hauptstadt des portugiesischen Kolonialreichs. Schätzungen zufolge starben bis zu 100.000 Menschen in Lissabon und Umgebung – viele von ihnen während des Gottesdienstes, denn es war der Allerheiligentag.

Stärker als andere Ereignisse hat dieses Erdbeben die Zeitzeugen erschüttert und ihr Weltbild beeinflusst. So erschien nunmehr die Theodizee-Problematik in einem veränderten Licht, denn wie konnte man angesichts eines solchen Desasters noch behaupten, alles, was sei, sei gut? Goethe schildert in seinem autobiographischen Rückblick Dichtung und Wahrheit aus dem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert, wie ihn als sechsjährigen Knaben dieses „außerordentliche Weltereignis“ im Tiefsten betraf: „Gott, der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erden [...] hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen.“ Die führenden Denker und Schriftsteller Europas beteiligten sich an dem Diskurs über diese Frage: Voltaire, Rousseau, Kant, Kleist, Lessing und viele andere. Doch auch hier lässt sich fragen, ob und inwieweit die Erschütterung des herrschenden Weltbildes zu einer durchgreifenden Besinnung im Hinblick auf die individuelle Moral, auf das gesellschaftliche Leben und die politische Wirklichkeit geführt hat. So brach im darauffolgenden Jahr der Siebenjährige Krieg aus: ein Krieg, der alle europäischen Großmächte dieser Zeit erfasste, der in viele Teile der Welt außerhalb Europas ausstrahlte und der sich damit als ein erster Weltkrieg bezeichnen lässt.

Die „Corona“-Pandemie, mit der wir es heute zu tun haben, ist, wie die Pest-epidemie des 14. Jahrhunderts (und wie andere Epidemien, von der Justinianischen Pest der Spätantike bis zur Spanischen Grippe der Jahre 1918–20), nicht nur ein punktuelles Ereignis; und wie das Erdbeben von Lissabon trifft sie eine Welt, die vom Glauben an den Fortschritt geprägt ist. Wie gehen wir mit der Pandemie um und wie reagieren wir auf sie? Wird sie unser Bewusstsein und unser Handeln verändern? Oder wird danach wieder alles so sein wie zuvor?

Unser Leben während der Coronakrise ist in mancher Hinsicht retardiert. Wir reisen deutlich weniger, und wenn wir reisen, dann in die nähere Umgebung. Insbesondere müssen wir auf Flugreisen verzichten – und beginnen darüber nachzudenken, inwieweit sie tatsächlich in jedem Fall erforderlich sind und waren. Für die meisten von uns haben sich die Möglichkeiten persönlichen Kontakts ganz erheblich eingeschränkt. Gemeinsame Aktivitäten sind allenfalls virtuell möglich. Die lebendige Interaktion im Hörsaal, bei einem Seminar, auf Tagungen ist eingeschränkt. „Homeschooling“ benachteiligt diejenigen, die zu Hause keine Unterstützung erhalten, und verstärkt damit die Ungleichheit der Bildungschancen. Wenn Sommerakademien entfallen, entfällt auch die Möglichkeit von Zufallskontakten und ungeplanten Anregungen, die für den eigenen Bildungsweg ebenso fruchtbar sein können wie das zielstrebige Abarbeiten eines Studienplans. Verschwörungstheorien“ haben Hochkonjunktur; sie und die zunehmende Verlagerung der Kommunikation ins Internet stärken sowieso vorhandene Tendenzen einer Polarisierung der Gesellschaft – und die Neigung, die Schuld für die Übel der Welt bei anderen zu suchen: bei „den Juden“, die von der Antike über das Mittelalter bis heute immer wieder zu Sündenböcken gemacht wurden (und werden), neuerdings auch etwa bei „den Chinesen“ oder „den Pharmakonzernen“.

Vieles, was sonst selbstverständlich ist, fehlt: der Besuch von Konzert, Oper oder auch Kino, der gemeinsame Gottesdienst, der Mannschaftssport (sofern man nicht zum Kreis der Profisportler gehört), das Essen mit Freunden und Gästen im Restaurant. Diskutiert wird überwiegend über die Pandemie, für deren Bekämpfung zudem zuvor ungeahnte Summen Geldes ausgegeben werden. Damit besteht die Gefahr, dass andere, mindestens ebenso wichtige Gegenwartsthemen ungebührlich in den Hintergrund treten. Wie steht es mit den fast 80 Millionen Menschen weltweit, die vor Krieg und Verfolgung fliehen? Was tun wir angesichts der Tatsache, dass allein in Afrika fast 230

Millionen Menschen Hunger leiden und dass, laut UNICEF, weltweit alle zehn Sekunden ein Kind unter fünf Jahren an Hunger oder dessen unmittelbaren Folgen stirbt?

Vielleicht liegt in der Pandemie aber auch eine Chance. Denn immerhin lehrt sie uns die Bedeutung und den Wert gesellschaftlicher Solidarität. Jeder muss sich einschränken, um andere nicht zu gefährden. Allerdings kann gesellschaftliche Solidarität in der modernen, gern als „globalisiert“ bezeichneten Welt nicht auf ein Bundesland, auf eine Nation oder auf Europa beschränkt bleiben; sie gilt weltweit, also auch gegenüber den Hungernden in anderen Kontinenten und den Menschen auf der Flucht. Vielleicht lernen wir so auch, die uns selbstverständlich gewordene freiheitliche Verfassungsordnung wieder wertzuschätzen, die den rechtlichen Rahmen unseres Zusammenlebens in Deutschland und in weiten Teilen Europas bietet. Deren Eckpfeiler sind durch die Pandemie einem Stresstest ausgesetzt, der grundlegende Fragen aufwirft: etwa danach, wie das Infektionsschutzrecht mit dem Rechtsstaatsprinzip in Einklang gebracht werden kann, oder inwieweit auf Rechtsverordnungen gestützte Maßnahmen dem Demokratieprinzip mit seinem Parlamentsvorbehalt genügen. Immer wieder sind schwierige Abwägungen zu treffen zwischen dem Schutz der Gesundheit, der Religionsfreiheit, der Freiheit der Kunstausübung, Freiheit der Berufsausübung, dem Recht auf Freiheit der Entfaltung der Persönlichkeit oder auch der Versammlungsfreiheit. Dabei ist es keine Schwäche, sondern eine Stärke unserer Demokratie, dass um die Ergebnisse dieser Abwägungen gerungen und dass immer neu geprüft wird, ob alle ergriffenen Maßnahmen dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit genügen und vor der Zentralnorm des Schutzes der Menschenwürde Bestand haben können. Nur mit einem solchen Wertekompass und nur mit einer Haltung, die Streit begrüßt, ohne abweichende Einschätzungen zu diskreditieren, lässt sich auch den Feinden der Demokratie wirksam entgegen-treten.

Nicht zuletzt bietet die Pandemie Menschen, die in Forschung und Lehre tätig sind (einschließlich der Studierenden), die Chance, Gewicht und Funktionsweise der Wissenschaft zu verdeutlichen. Das ist aus einer Reihe von Gründen keine triviale Aufgabe: die durch eine immer stärkere Spezialisierung geprägten Diskurse, die Einordnung und Überblick erschweren (jeder weiß von immer weniger immer mehr); der ungünstige Eindruck, der bei vielen in anderen Lebensbereichen tätigen Menschen durch den Streit unter selbsternannten oder tatsächlichen Experten entsteht; und die spürbare Wissenschaftskepsis oder gar -feindlichkeit in Teilen der Gesellschaft – in manchen Ländern bis hin

zum politischen Leitungspersonal. Wissenschaft ist ein ständiger Prozess der Gewinnung besserer Erkenntnisse, der davon lebt, dass Hypothesen aufgestellt und falsifiziert oder aber (vorläufig) verifiziert werden und dann ihrerseits den Ausgangspunkt für weitergehende Hypothesen bilden können. Streit ist geradezu konstitutiv für wissenschaftliche Erkenntnis – für das Ringen darum, wie es Wilhelm von Humboldt einmal ausgedrückt hat, etwas zu finden, das sich nie ganz auffinden lässt. Selbst die allgemeine Relativitätstheorie bedarf immer wieder der Überprüfung; die Arbeiten zum Schwarzen Loch im Zentrum der Milchstraße von Reinhard Genzel, Physik-Nobelpreisträger des Jahres 2020 (und ehemaliger Studienstiftler), bieten ein prominentes Beispiel. In den Geisteswissenschaften geht es vielfach um die Erzielung und Vermittlung von Plausibilität: ein Kriterium, das nicht selten epochen- und kulturabhängig ist. Wissenschaftliche Erkenntnis ist deshalb immer nur pro tanto richtig. Auch deshalb trumpft ein Wissenschaftler nicht mit dem Gestus eines Besserwissers auf. Er ist sich des Wertes, aber auch der Grenzen, seiner Erkenntnis und der Erkenntnismöglichkeiten seines Faches bewusst.

Dass wir in der besten aller möglichen Welten leben, ist heute nicht plausibler als es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war; und dass Gott mit der Pandemie die Menschheit strafen wolle, denken heute nur religiöse Fundamentalisten. Was bleibt also? Resignation? „So banne dein Ich in dich zurück / Und ergib dich und sei heiter; / was liegt an dir und deinem Glück? Es kribbelt und wibbelt weiter.“ Oder der Versuch, innezuhalten und gewohnte Verhaltensmuster zu überprüfen? In einem zentralen Text der jüdischen Weisheitsliteratur heißt es: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“ (Psalm 90, 12).

Ein kluger Mensch übernimmt Verantwortung: Verantwortung für sich, für andere Menschen und für die Welt, in der er lebt. Dazu gehört, dass er zu unterscheiden lernt; dass er sich also etwa fragt, wo wir bislang zu behäbig aufdrängende Herausforderungen reagiert haben, und wo dem Motto des „schneller, höher, stärker“ ein „langsamer, einfacher, bescheidener“ entgegenzusetzen wäre. Werden wir, wenn die Pandemie vorbei ist, bereit sein, auf manches zu verzichten, was uns vorher reizvoll schien (etwa auf Reisen in entlegene Teile der Welt, bei denen Nutzen und Aufwand in keinem vernünftigen Verhältnis zueinander stehen)? Werden wir das Anspruchsdenken, das die moderne Welt prägt, zurückschrauben? Wird unser Verhalten verstärkt von dem Gedanken der Solidarität inspiriert sein? Und wird uns wieder bewusst werden, wie vieles sich unserer Verfügbarkeit entzieht, wie vieles andere wir aber auch durch

unser Handeln beeinflussen können? Das erfordert Mut ebenso wie Demut, tätige Sorge ebenso wie kritische Distanz. Es erfordert eine Einstellung, die sich in den Begriffen „Leistung, Initiative, Verantwortung“ spiegeln ließe.



Reinhard Zimmermann, Hamburg